

Vom Thunersee

Autor(en): **K.F.K.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **13 (1923)**

Heft 19

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638916>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

das andere Sonnenkind. — „Wach auf, Sonnenflimmerchen!“ rief sie, und das Kleine mit den krausen Blondlöckchen lächelnde und schlug die Augen auf. — Mit einem Male wurde es hell im Gemach. Mit jedem Blick des Kindes huschten Sonnenringel über die Wände und spielten mit den Luftstäubchen. Da rieb sich auch Goldschimmerchen mit den kleinen Fäustchen die Augen, und jetzt war alles umher eitel Flimmern und Glitzern. Bald fuhren die Sonnenstrahlchen in die blühenden Widen am Fensterstod, bald haschten sie nach Hand und Mund von Vater und Mutter. — O Sonnenchein!“

„Nun schnell, Kinder, badet euch im Morgenrot und dann laßt uns auf Erden spazieren gehen!“

„Gehst du auch mit, Vater?“ fragte Goldschimmerchen.

„Nein, Kind! Ich muß mich mit meiner ganzen Wärme über die Felder lagern, daß das Korn zur Reife kommt und sie ihr Heu trocken in die Scheuern bringen, ehe noch unser Feind, das böse Gewitter, ihnen Schaden bringt.“

Mutter Sonnenstrahl fuhr mit Goldschimmerchen und Sonnenflimmerchen nieder zur Erde. —

Und nun begann ein lustig Wandern. — Sie standen am Flusse und schauten in die leichtgekräuselten Wellen, daß die Wasser wie ein flüssig Silberband erglänzten. Und sie kamen in die große Stadt mit vielen hohen, engbrüstigen Häusern und finsternen, dumpfigen Höfen und überall, wo sie eintraten, ward es licht und warm. —

Sie standen vor einem großen Haus mit vielen Fenstern. — „Heb mich!“ bat Sonnenflimmerchen die Mutter. — Da sah es große, luftige Säle mit vielen Betten Reihe an Reihe. Es war ein Krankenhaus. Aus dem Raum drang Wehzen und Stöhnen an der Sonnenkinder Ohr.

„Hörst du, Mutter, was der eine dort lispelt, — der dort, mit den eingefallenen Wangen?“ — Und sie lauschten. — Der Kranke aber betete: „Laß, Vater im Himmel, noch einmal mich den goldenen Strahl deiner Sonne sehen, ehe ich von himmen gehe!“ — Goldschimmerchen wandte das Köpfchen und über des Todkranken Bett huschten die glänzenden Strahlen. —

„Du gütiger Vater, erhörtest mich!“ lispelte der Sterbende mit selbigem Lächeln. —

Ernst und schweigsam wanderten Sonnenstrahls weiter.

„Mutter, ist das auch ein Krankenhaus?“ fragte Goldschimmerchen und blieb vor einem finsternen, riesengroßen Steinbau stehen. Der hatte eine Unzahl kleiner, vergitterter Fenster und vor jedem Fenster war noch ein Holzfaßtrag angebracht. „Nein, Herzchen, das ist ein Gefängnis.“

Die beiden Kinder aus dem Sonnenheim blickten mit Schauder an den düsteren Mauern empor. Drin aber lag in einer der Zellen ein weinendes Weib vor seiner Bettstatt auf den Knien. Es rang die Hände und betete: „Du lieber, guter Gott, wohl ist es wahr, ich habe das Holz gestohlen, aber es war nicht für mich, du weißt es doch, Gott im Himmel, es war für mein krankes Kind, daß ich ihm eine Suppe kochen konnte, ehe es starb. Bin ich denn so verworfen und schlecht, daß mich die Menschen wegen dieser Hand voll Holzes einsperren und mich Verbrecherin nennen, nur weil ich mein Kind nicht sterben lassen wollte! Wer da weiß, wie elend es ist, so arm zu sein, daß man nicht einmal eine warme Suppe kochen kann, wird mich nicht verwerfen, aber die Menschen wissen es nicht, viele leben in Wohlleben und kennen die Not der Armen nicht! Bist auch du mir böse, du mein guter Gott? — Ach sende mir einen Trost in meinem Jammer!“ — Da spielten drüben an den feuchten Steinfließen zwei goldgelbe Sonnenflecken miteinander. Sie brachten mildes Licht in die Ecken und Winkel des schrecklichen Kerkers. Die Gefangene sah es und mit verklärtem Antlitz schaute sie nach den Sonnenstrahlen. Mit ihrer müden, blassen Hand fuhr sie kosend

über die goldgelben Sonnenflecken, als wollte sie sie streicheln. —

„Wohin nun Mutter?“ fragten die kleinen Sonnenkinder, und das eine sagte fröstelnd: „Mutter, auf der Erde ist's gar so grausig!“

„Das kommt, weil sich die Menschen so wenig lieben untereinander und sich gar nicht helfen wollen gegenseitig. Kommt, ich führe euch weiter!“ —

Sie gingen weit, weit fort und kamen in einen düsteren Hof. „Hier ist es nicht schön, hier in diesem garstigen, finsternen Hofe!“ — Aber Mutter Sonnenstrahl achtete nicht darauf.

„Nun schaut mal hier hinein!“ gebot sie den Kleinen.

„Hu, ich glaube gar, in dem Keller wohnen Leute?“

„Nein, ein Junge ist's bloß, der dort auf dem Haufen Lumpen liegt.“

Ein fünfjähriger Knabe warf sich unruhig hin und her, bald wühlte er sich in die Lumpen ein, bald warf er die Fetzen von sich weg. Dabei zitterte er an allen Gliedern.

„Der arme kleine Kerl!“ sagten Goldschimmerchen und Sonnenflimmerchen wie aus einem Munde.

„Wollt ihr mir helfen und dabei dem armen Jungen?“ fragte Mutter Sonnenstrahl.

„Gern, Mutter, gern!“

„So setzt euch mudsmäuschenstill hier vors Fenster und schaut hinein. Licht und Wärme tun dem Jungen am wohlsten, und ich will hingehen und eines guten Mannes Herz erwärmen, daß er dem Hungernden Speise und Trank bringt und ihm eine warme Stube beschert!“ —

So saßen nun die Sonnenkinder am Kellerfenster und als ich vorhin vorüberging, tuschelte Goldschimmerchen dem Schwesterchen gerade ins Ohr: „Du, Sonnenflimmerchen, wir wollen den Armen und Kranken und Gefangenen immer Freude bringen und gütige Menschen mit unserem Scheine erwärmen, daß sie mit barmherziger Liebe von ihrem Ueberflusse geben allen, die Not leiden!“

„Ja, das wollen wir tun, vielleicht kommt dann etwas mehr Glück in die harte Welt!“

Vom Thunersee.

... Wohl schöner noch und farbenprächtiger als im Sommer ist der Thunersee im Frühling. Die Gipfel der Berge sind verschneit und blinken und glänzen. Bis in die Schneefelder herein kriechen dunkle, feierliche Tannenwälder. An die Wälder aber schmiegen sich grüne Matten mit blühenden Obstbäumen. Das alles, die gleichenden Firnen, die ernst-dunklen Tannenwälder, die hellen Matten, die Kirschbäume in ihrem schweren Blust — das alles faßt der See in seinem Spiegel auf, wirft die tausend Bilder in wunderlichen Brechungen zurück, vermischt Mattengrün, den Schatten des Forstes, der Berge schneeige Häupter mit dem reinen Himmelsblau. Er belebt so die starre Ruhe der Berge.

Rings im Kreise stehen sie, die Berge. Charakteristische Gestalten, wuchtige Felsenleiber, mit großen, markigen Linien. In scharfen Umrissen schneiden sie in die blaue Luft: auf der einen Seite der Morgenberg, wie ein steiles, riesenhaftes Dach, die hohe Pyramide des Riesens, die wildzerklüftete Stodhornfette; auf der andern Seite das Sigriswiler Rothorn, das Niederhorn, die Gemmenalp.

Riesen und Stodhornfette sind es vor allen andern, die dem Thunersee sein eigentümliches Gepräge geben. Der Riesen — breit und mächtig steht er hinter dem hellen Gemäuer und den roten und braungrauen Dächern von Spiez, alle die andern Berge hoch überragend. In fast symmetrischen Konturen steigt er empor, ja wie ein Kirch-

turmgiebel, im spitzen Kuhn endigend, der scheinbar keinem Menschenfuß Platz und Halt zu bieten vermag.



Merligen mit dem Morgenberg im Frühling.

Seltzam zu glauben, daß der Niesen erst vor dreieinhalb Jahrhunderten zum erstenmal bestiegen worden ist — und zwar von einem Berner. Hatte denn die Menschheit in früheren Zeiten so wenig Wanderlust? Und kannte sie die gewaltige Lockung noch nicht, die im Geheimnis der Ferne, im Geheimnis der Höhe liegt? ... Heute trägt die Drahtseilbahn den gipfelflüsternen Reisenden über Schwandegg in zwei kühnen Sprüngen und in weniger als einer Stunde von Mülmen zum Kuhn empor, zum Niesen-Kuhn, von dem man eine Aussicht genießt, die ihresgleichen sucht.

Zu beiden Seiten des Niesen öffnen sich dunkle Täler, das Randertal im Osten, im Westen das Simmental. Neue Berge steigen in den Tälern auf, in immer neuen Formen, bis zu den höchsten Alpentämmen, deren Gletscher und Schneefelder kein Sommer mehr zu schmelzen vermag.

Nicht ohne Grund nennt man das rechte Thunerseeufer die Riviera des Berner Oberlandes. Sein Klima ist mild, fast südlich. Trotz der Nähe der Schneegebirge, gedeihen in geschützten Buchten am See Feigen und Edelkastanien, und vermögen im Freien den Winter zu überstehen.

Wohlbegreiflich ist es also, daß alljährlich Erholungsbedürftige und Wanderlustige aus der Nähe und aus der Ferne zu Tausenden die Gestade des Thunersees aufsuchen. Dem ganzen Strande entlang, von Thun aus über Hilterfingen, Oberhofen bis nach Gunten, stehen große Hotels, Pensionen und die Landhäuser der wohlhabenden Berner. Die üppige Vegetation und die Blumenpracht ihrer Gärten gemahnt an Gärten, die jenseits der Alpen liegen. Aus aller Herren Länder findet sich die elegante Welt zusammen und ein buntes Leben und Treiben herrscht auf den Straßen und Plätzen und auf dem See, vom Frühling bis in den Herbst hinein.

Eigentlich im Gegensatz zum untern Teil dieses Seeufers hat sich Merligen, das nicht minder geschützt und

sonnig liegt, noch seinen ländlichen Frieden und seine vertraumte Ruhe bewahrt. Da sind die braungrauen Bauernhäuser den Gasthöfen gegenüber noch zahlreicher.

Hinter Merligen öffnet sich das enge Jostustal. In der Nähe liegt die Station der St. Beatenbergbahn, weiter gegen Interlaken zu die Beatushöhlen, eine der größten Sehenswürdigkeiten weit und breit.

Die Landstraße aber, die von Merligen nach Interlaken führt — die sogenannte Beatusstraße — darf mit Zug und Recht an die Seite der weltberühmten Axenstrasse gestellt werden. Mächtig ansteigend bis zum Nistel erhebt sie sich bedeutend über den Seespiegel, führt an steilen Felsabhängen entlang, durch Einschnitte, Tunnel und Felsentore. Mit jeder Biegung öffnen sich neue Ausblicke. Stets neue Bilder entrollen sich, schnell verschieben sich die Konturen der Berge, verändern gleichsam ihre Gestalt.

Wunderbar ist der Abend von dieser Beatusstraße aus, wenn die Sonne hinter der Stockhornkette versunken ist und die zackigen Massen der Berge sich riesengroß von der leuchtenden Luft abheben, wenn an den dunklen Bergwänden die ersten Lichter aufflammen, wenn von fernher, verträumt und leise, das Betzeitgeläute herüberweht und wenn tief unten am Fuße der Felsen sich die Wellen müde zerschlagen.

K. F. K. (Aus „Zwischen Aare und Rhone“.)

Vom Denken.

Heute denken tausend und aber tausende Menschen niemals daran, den Charakter ihrer Gedanken zu kontrollieren. Sie lassen ihre Gedanken treiben. Sie sagen niemals zu einem Gedanken, der sie beunruhigt: „Ich will dich nicht denken.“ — Unbewußt verlangen sie vielmehr nach dem, was ihnen schlecht bekommt, und ihre Körper werden von der Art des Denkens, an das sie sich fest saugen, krank gemacht.

Wenn du die Schädigungen, die dir ein beunruhigtes Denken zufügt, klar erkennst, wird dir die Kraft zuströmen beginnen, mit ihr fertig zu werden. „Widersteht dem Teufel und er wird von euch fliehen!“ sagt die Schrift. Es gibt aber keine Teufel außer den schlecht gebrauchten Kräften des Geistes. Aber diese sind überaus mächtig darin, uns zu betrüben und zu quälen. Ein mürrischer oder melancholischer Gemütszustand ist ein Teufel. Er kann uns krank machen, kann uns Freunde und Geld verlieren machen.

Um in deinem Unternehmen den größten Erfolg zu erzielen, in einer Kunst am weitesten zu kommen oder irgend eine Angelegenheit zu fördern, dazu ist nötig, daß wir zu bestimmten Tageszeiten alles vergessen, was jenes Unternehmen, jene Kunst oder Angelegenheit betrifft. Indem wir dies tun, beruhigen wir unsern Geist und sammeln frische Kraft zu erneuter Leistung.

Wessen Denken sich immer um die gleiche Sache dreht, wer immer nachsinnst oder grübelst, was er tun oder lassen soll, vergeudet diese Kraft gleichsam in der Treitmühle des Gehirns. Wir sagen uns in Gedanken immer das gleiche. Wir bauen also stetig das gleiche Gedankengebäude auf, eines die nutzlose Wiederholung des andern.

Wenn wir immer geneigt sind, über eine bestimmte Angelegenheit nachzusinnen oder uns über sie auszusprechen, wenn wir sie nicht vergessen und uns ihrer zu allen Zeiten und an allen Orten erinnern wollen, wenn wir in Wort und Gedanken nicht in den Ton verfallen wollen, der die Gesellschaft um uns herum beherrscht; wenn wir erst gar nicht versuchen, ein Interesse daran zu gewinnen, was von andern gesprochen wird; wenn wir entschlossen sind, nur über das zu sprechen, was uns angeht, oder überhaupt zu verstummen, dann sind wir in Gefahr, Monomanen zu werden, Menschen mit fixen Ideen.

(Aus: Prentice Mulford: Die Möglichkeit des Unmöglichen. Verlag: E. P. Tal & Cie., Wien.)